

Leseprobe aus:

**Lisa Gardner**

## **Der Tag, an dem du stirbst**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

LISA GARDNER

---

**DER TAG,  
AN DEM DU STIRBST**

THRILLER

Aus dem Englischen von  
Michael Windgassen

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2012  
unter dem Titel «Catch Me»  
bei Dutton / Penguin Group, New York.

Neuausgabe Februar 2016  
Deutsche Erstausgabe veröffentlicht im  
Rowohlt Taschenbuch Verlag,  
Reinbek bei Hamburg, September 2013  
Copyright © 2013 by Rowohlt Verlag GmbH,  
Reinbek bei Hamburg  
«Catch Me» Copyright © 2012 by Lisa Gardner, Inc.  
Redaktion Jan Valk  
Umschlaggestaltung und Titelmotiv  
Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,  
Zürich, Dominic Wilhelm  
Satz aus der Warnock Pro, InDesign  
Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany  
ISBN 978 3 499 27050 5



Das für dieses Buch verwendete Papier ist FSC®-zertifiziert.

## PROLOG

---

Das kleine Mädchen wachte auf, wie es ihm beigebracht worden war: schnell und leise. Es schnappte stumm nach Luft, weil es noch Nacht war, und richtete die Augen auf das angespannte Gesicht seiner Mutter.

«Pssst», flüsterte die Mutter und legte einen Finger an die Lippen. «Sie kommen. Es ist Zeit, mein Kind. Steh auf.»

Die Kleine warf die Decke zur Seite und richtete sich auf. Die Winternacht war kalt. Im Mondschein sah sie ihren Atem Wölkchen bilden. Die Kleine war bereit. Sie und ihre Schwester schliefen immer vollständig angezogen mit mehreren Lagen T-Shirts, Pullovern und Mänteln, zu welcher Jahreszeit auch immer. Man konnte schließlich nicht wissen, wann *sie* kamen, um ihre Beute aus der warmen Geborgenheit ins Ungewisse zu entführen. Unvorbereitete Kinder würden vor Kälte und Angst vergehen.

Nicht so das kleine Mädchen und die Schwester. Sie hatten vorgesorgt. Seit sie gehen konnten, waren sie von ihrer Mutter darauf gedrillt worden zu überleben.

Das kleine Mädchen griff nach seinem Rucksack, der am Fußende des Bettes lag, schlang ihn sich über die Schultern

und glitt mit den kleinen Füßen in die locker gebundenen Turnschuhe. Dann folgte es seiner Mutter auf den düsteren Flur. Vor dem Treppenabsatz blieb die Mutter stehen. Sie legte wieder den Finger auf die Lippen und spähte nach unten ins Dunkel.

Das kleine Mädchen war einen Schritt hinter der Mutter stehen geblieben und schaute zurück in den hinteren Teil des Flurs, wo die Schwester für gewöhnlich schlief. In der winzigen Mietwohnung hatte sie kein eigenes Bett, geschweige denn ein Zimmer für sich. Darum schlief sie auf dem Boden mit ihrem Mantel als Matratze und einem Rucksack als Kissen. Das gehöre sich so für einen guten Soldaten, sagte die Mutter.

Aber die Stelle vor der hinteren Wand war leer – keine Schwester, kein Mantel, kein ramponierter roter Rucksack. Das kleine Mädchen war jetzt hellwach. Es spürte einen ersten Anflug von Furcht und musste sich zusammenreißen, um nicht laut nach seiner Schwester zu rufen.

Die Mutter hatte sie darauf eingeschworen: Sie sollten sich umeinander keine Sorgen machen, sie sollten nicht aufeinander warten, sondern das Haus verlassen und in den Wald gehen. Auf dem schnellsten Weg. Und wenn sie in Sicherheit wären, würden sie am vereinbarten Treffpunkt wieder zusammenfinden. Vor allem aber käme es darauf an, das Haus zu verlassen und der Gefangennahme zu entgehen.

Aber wenn es nicht ...

Die Mutter hatte es immer wieder gesagt, mit verkniffenem Gesicht, das älter wirkte, als sie in Wirklichkeit war: Seid brav. Irgendwann muss jeder sterben.

Die Mutter des kleinen Mädchens schlich am äußersten

Rand die Treppe hinunter, wo die Stufen nicht so laut knarrten. Der Saum des übergroßen Wollmantels strich ihr wie eine schwarze Katze um die Fußgelenke.

Das kleine Mädchen folgte der Mutter dichtauf, setzte seine Füße ebenso sorgfältig und lauschte ins Dunkel des tiefen Flurs. Das kleine, zweigeschossige Haus gehörte zu einem ehemaligen Bauernhof. Es lag weit außerhalb der Stadt an einer staubigen Schotterpiste auf einem braunen Fleckchen Land, an das sich ein dichter Wald anschloss. Mit den Nachbarn hatten sie keinen Kontakt, geschweige denn mit der Gemeinde.

Alles, was die Kleine besaß, trug sie nun auf dem Rücken. Ein paar Kleider, eine Flasche Wasser, Trockenfrüchte, Mandeln und ein abgegriffenes Kinderbuch mit einer Mädchen-Detektivgeschichte, das sie vor zwei Jahren in einer anderen Stadt am Straßenrand gefunden hatte, nachdem sie und ihre Schwester schon einmal mitten in der Nacht geweckt worden waren, um Hals über Kopf zu verschwinden.

Andere Kinder hatten wahrscheinlich Spielzeug. Puppen, Fernseher, Computer. Freunde. Schulkameraden.

Das kleine Mädchen hatte nur seinen Rucksack, die ältere Schwester und seine Mutter.

Unten im Parterre angekommen, hob die Mutter ihre Hand. Das kleine Mädchen blieb stehen. Es war still. Um die Stiefel der Mutter wirbelten silbrige Staubflöckchen.

Jetzt konnte die Kleine etwas hören, ein Rasseln, gefolgt von zwei Schlägen. Der alte Heizbrenner hatte die Kälte endlich registriert und war zum Leben erwacht. Wenig später kehrte die mitternächtliche Stille zurück. Das Mädchen spähte in die Dunkelheit. Es lauschte angestrengt. Dann,

weil es keinen Hinweis auf Gefahr erkennen konnte, blickte es fragend zum bleichen Gesicht der Mutter auf.

Manchmal, so wusste die Kleine, flohen sie nicht vor den schrecklichen Übeltätern, der namenlosen Gefahr, die im nächtlichen Schatten lauerte.

Manchmal flohen sie, um nicht aus der Übung zu kommen, und weil dann die Zeit zum Arbeiten fehlte, kam kein Geld herein für Miete, Heizung oder Lebensmittel. Sie, die Übeltäter, kannten viele Wege, die Familie des kleinen Mädchens hungern und frieren zu lassen. Und dass sie sie nicht zur Ruhe kommen ließen, war das Schlimmste überhaupt.

Inzwischen konnte sich die Kleine so lautlos wie ein Schatten bewegen und im Dunkeln so scharf und deutlich sehen wie eine Katze. Es sei denn, ihr knurrte der Magen oder sie zitterte am ganzen Körper. Womöglich würde sie am Ende so hungrig sein, so durchgefroren oder so müde, dass sie ihre Familie im Stich lassen müsste.

Ihre Mutter schien zu ahnen, was sie dachte. Sie drehte sich halb zu ihr um und nahm sie an die Hand.

«Sei brav», flüsterte die Mutter. «Kind ...»

Ihre Stimme brach ab. Dass sie Gefühle zeigte, was selten genug der Fall war, erschreckte die Kleine mehr als Dunkelheit, Kälte oder Stille. Sie klammerte sich an ihre Hand und spürte, dass sie nicht aus Übungszwecken das Haus verlassen. Irgendetwas war geschehen.

Man hatte sie aufgestöbert. Es wurde ernst.

Die Mutter setzte sich wieder in Bewegung. Sie zog das kleine Mädchen durch die enge Küche. Der Mond schien durch die Fenster, deren Sprossen fingerdünne Schatten auf den schimmernden Boden warfen.

Die Kleine sträubte sich. Am liebsten hätte sie dem Irrsinn ein Ende gemacht. Sie wollte zurück nach oben laufen, sich unter der Bettdecke vergraben.

Oder zur Tür hinausstürmen. Dem Zuhause entfliehen, der ewigen Anspannung, den harten Gesichtszügen ihrer Mutter. Sie könnte zu dem alten weißen Haus auf der anderen Seite des Waldes rennen. Dort wohnte ein Junge. Manchmal beobachtete sie ihn heimlich, versteckt hinter einem dicken Eichenstamm. Zweimal hatte sie ihn dabei ertappt, dass er ihr mit nachdenklicher Miene nachschaute. Aber sie hatte nie ein Wort mit ihm gewechselt. Anständige Mädchen unterhielten sich nicht mit Jungen. Soldaten verkehrten nicht mit dem Feind.

SisSis. Sie konnte ohne ihre ältere Schwester nicht sein. Wo war sie?

«Irgendwann muss jeder sterben», murmelte ihre Mutter. Mitten in der Küche war sie abrupt stehen geblieben. Sie schien das Mondlicht zu betrachten. Aber vielleicht lauschte sie auch nur.

Zum ersten Mal gab das kleine Mädchen einen Laut von sich. «Mommy ...»

«Still, Kind! Sie könnten vorm Haus sein. Hast du daran gedacht? Gleich dort. Draußen, neben dem Fenster. Mit dem Rücken zur Wand. Vielleicht hören sie jeden unserer Schritte. Sie malen sich wahrscheinlich aus, was sie mit uns anstellen werden, und sind schon ganz wild darauf.»

«Mommy ...»

«Wir sollten ihnen Feuer unterm Arsch machen. Die Wand abfackeln. Und hören, wie sie vor Wut schreien, wie aufgeschreckte Hühner umeinandertanzen.»



Die Mutter wandte sich plötzlich der Fensterfront zu. Der Mond schien ihr ins Gesicht und zeigte ihre großen dunklen Augen. Sie lächelte.

Das Mädchen wich zurück und zerrte sich von ihrer Hand los. Die Mutter aber packte wieder zu. Sie hatte etwas vor. Etwas Fürchterliches. Etwas Entsetzliches.

Etwas, das *denen* schaden sollte, in Wirklichkeit aber, wie das kleine Mädchen aus Erfahrung wusste, nur ihm und seiner großen Schwester weh tun würde.

Die Kleine wimmerte. «Mommy», flehte sie und suchte in den großen dunklen Augen nach einem vertrauten Schimmer.

«Streichhölzer!», sagte die Mutter, mit lauter Stimme jetzt. Sie klang fast ausgelassen, wie bei einer Geburtstagsparty, wenn es darum ging, die Kerzen auf dem Kuchen anzuzünden. Wie lustig! Wie schön.

Das kleine Mädchen wimmerte wieder. Es versuchte, sich von der Mutter zu lösen, und zerrte mit aller Kraft an ihrer Hand.

Aber es nützte nichts. Die Finger der Mutter waren in solchen Momenten wie Krallen. Der ganze Körper strahlte eine Kraft aus, gegen die nicht anzukommen war. Man musste ihr nachgeben.

Die Mutter riss die oberste Schublade des Küchenschrankes auf. Mit der Linken hielt sie die Tochter am Arm gepackt, während sie mit der Rechten in der Schublade herumwühlte. Leuchtend weißes Plastikbesteck fiel auf den ausgetretenen Linoleumboden. Ihm folgten Ketchup-, Senf- und Croutontütchen, die sie im Schnellimbiss hatten mitgehen lassen und von denen das kleine Mädchen manchmal

heimlich naschte, obwohl die Mutter glaubte, dass man von Hunger stärker werde. Das Mädchen spürte davon allerdings bloß Magenschmerzen, und so knabberte es Croutons, lutschte an den Ketchuptüten und stopfte sich die Taschen voll mit Senfbeutelchen für die Schwester, von der es wusste, dass sie ebenso hungrig war, aber nicht annähernd so leise durchs Haus schleichen konnte.

Sojasoße. Essstäbchen. Papierservietten. Feuchttücher. Die Mutter durchwühlte Schublade um Schublade und zerrte das kleine Mädchen hinter sich her.

«Mommy. Bitte, Mommy.»

«Aha!»

«Mommy!»

«*Die Scheißkerle werden ihr blaues Wunder erleben!*» Sie hielt ein Streichholzheftchen in der Hand. Silbern und mit frischer schwarzer Reibfläche.

«Mommy!», jammerte das Mädchen verzweifelt. «Die Haustür. Gehen wir nach draußen. In den Wald. Wir sind schnell, wir können es schaffen.»

«Nein!», erklärte seine Mutter entschieden. «Genau damit rechnen sie ja. Es sind bestimmt drei, sechs, ein Dutzend Männer, die draußen auf uns warten. So machen wir's. Wir stecken die Vorhänge in Brand. Wenn die Wand in Flammen aufgeht, nehmen sie Reißaus, die feigen Schweine.»

«Christine!», schimpfte die Kleine und versuchte es mit einer anderen Taktik. Sie stellte die Füße auseinander und richtete sich zur vollen Größe ihres sechsjährigen Körpers auf. «Christine! Hör auf! Mit Streichhölzern spielt man nicht!»

Für einen Moment schien es, als zeigten ihre Worte Wir-

kung. Die Mutter zwinkerte mit den Augen, deren grelles Stechen ein wenig stumpfer wurde. Sie starrte ihre Tochter an und ließ den rechten Arm zur Seite herabfallen.

«Die Heizung ist ausgegangen», erklärte die Kleine beherzt. «Ich kümmerge mich darum. Geh du wieder ins Bett. Es ist alles in Ordnung. Geh ins Bett.»

Ihre Mutter starrte immer noch auf sie herab. Sie wirkte verwirrt, was besser war als verrückt. Die Kleine hielt die Luft an, hob das Kinn und warf sich in die Brust.

Von *denen* wusste sie nichts. Aber sie und ihre ältere Schwester hatten sich vorbereitet und strategisch geplant, wie sie sich selber schützen konnten. Manchmal ließen sie ihre Mutter gewähren. Aber es gab auch Zeiten, in denen es unumgänglich war, die Kontrolle zu übernehmen. Ehe die Mutter allzu weit ging. Ehe sie tatsächlich genötigt wären, um ihr Leben zu retten, weil ihre Mutter im Widerstreit mit den Stimmen in ihrem Kopf das Unausprechliche getan hätte.

Vor Jahren hatte die Kleine unter Albträumen gelitten. Sie hatte ein Baby schreien hören, unerträglich laut und quälend. Ihre Mutter, ruhiger damals, weicher und runder, war dann zu ihr gekommen, um sie zu trösten. Sie hatte dem kleinen Mädchen übers Haar gestrichen und mit ihrer traurigen, schönen Stimme von grünen Wiesen und sonnigen Himmeln und fernen Orten gesungen, an denen kleine Mädchen in großen, weichen Betten und mit vollen Bäuchen ruhig schliefen.

In solchen Momenten hatte das kleine Mädchen seine Mutter geliebt. Manchmal wünschte es sich, wie damals von Albträumen gelagert zu werden, nur um die Mutter wieder

singen zu hören, um die sanften Fingerspitzen über seine Wangen streichen zu spüren.

Doch das kleine Mädchen und die ältere Schwester hatten keine Alpträume mehr. Sie durchlebten sie stattdessen.

Der Junge aus den Wäldern. Vielleicht, wenn es sich von der Mutter losrisse und schnell genug liefе ...

Die Kleine straffte die Schultern. Sie glaubte nicht wirklich daran, dass ein Junge sie retten könnte. So etwas hatte es noch nie gegeben. Und es würde auch nie geschehen.

«Christine, geh ins Bett», befahl das kleine Mädchen.

Die Mutter rührte sich nicht vom Fleck. Sie gab den Arm des kleinen Mädchens zwar frei, behielt aber das Streichholzheftchen in der Hand. «Tut mir leid, Abby», sagte sie.

Mit sanfter Stimme wiederholte das kleine Mädchen: «Geh ins Bett. Keine Sorge. Ich helfe dir.»

«Zu spät.» Die Mutter blieb unbewegt. Ihre Stimme war ruhig, traurig. «Du weißt nicht, was ich getan habe.»

«Mommy ...»

«Ich musste es tun. Irgendwann wirst du es verstehen, mein Kind. Mir blieb keine andere Wahl.»

«Mommy ...»

Das kleine Mädchen streckte eine Hand aus. Aber es war zu spät. Die Mutter hatte sich schon in Bewegung gesetzt. Sie sprang auf die gelben Gardinen zu. Das Streichholzheftchen flappte auf. Das erste Streichholz löste sich aus seinem Pappgefängnis.

«Nein, nein, nein!» Das kleine Mädchen zerrte am übergroßen Mantel der Mutter und versuchte, sie zurückzuhalten. Sie wirbelten durch das Mondlicht und durch lange,

zitternde Schatten. Die Mutter aber war größer, schneller und stärker, angefeuert von ihrem Wahn, während sich das kleine Mädchen nur auf den Mut der Verzweiflung stützen konnte.

Das erste Streichholz loderte auf. Die Flamme leuchtete im Dunkeln wunderschön orangefarben.

Die Mutter hielt einen Moment inne, um zu bewundern, was sie zustande gebracht hatte.

«Großartig, nicht wahr?», flüsterte sie.

Dann warf sie das brennende Streichholz in die wallende Gardine. In diesem Augenblick trat die ältere Schwester des kleinen Mädchens aus dem Schatten des Wohnzimmers und schlug der Mutter eine Tischleuchte aus Messing auf den Hinterkopf.

Die Mutter taumelte. Blickte auf. SisSis schlug ein zweites Mal zu und traf die linke Schläfe. Die Mutter stürzte wie ein Baum.

Die alte Lampe fiel klappernd neben ihr auf den Boden, während der Gardinensaum leise fauchend Feuer fing.

Das kleine Mädchen war gleich zur Stelle. Es schlug mit bloßen Händen auf die Flammen ein, verschmierte Ruß auf der dreckigen Wand, bis das Feuer gelöscht war und ihre Hände verbrannt.

Keuchend wandte es sich der Schwester zu. Sie standen sich zu beiden Seiten der am Boden liegenden Mutter gegenüber. Die ältere Schwester blickte auf das kleine Mädchen herab.

«Wo warst du?», fragte das kleine Mädchen.

Die Schwester antwortete nicht. Stattdessen blickte sie seitlich an sich herab. Erst jetzt bemerkte das kleine Mäd-

chen, dass sich auf dem grauen Nylon des Wintermantels der Schwester ein dunkler Fleck ausbreitete.

«SisSis?»

Das kleine Mädchen legte der Schwester seine Hand auf die Seite und spreizte die Finger über dem dunklen Nass, das aus dem Grau hervorquoll und das Mondlicht aus dem Zimmer stahl.

Das kleine Mädchen wusste jetzt, warum es die Schwester nicht oben im Flur angetroffen hatte. Sie war als Erste von der Mutter geweckt und nach unten gebracht worden, auf Geheiß der Stimmen, die ihr zugeflüstert hatten, was sie mit der älteren Tochter tun sollte.

Das kleine Mädchen sagte nichts mehr. Es streckte die Hand aus. Die Schwester ergriff sie, wankte und knickte in den Knien ein. Das kleine Mädchen sackte mit ihr auf den klebrigen Küchenboden. Sie hielten sich, die Arme über der Mutter ausgestreckt, bei der Hand. Wie oft waren sie schon gemeinsam in diese Küche geschlichen, um zu naschen, was sie vor ihrer Mutter geheim gehalten hatten, oder um einfach nur zusammen zu sein, weil in einem Krieg jeder einen Verbündeten braucht.

Das kleine Mädchen war nicht dumm. Es wusste, dass seine Mutter der älteren Schwester noch häufiger und schlimmer weh tat. Es wusste, dass SisSis solche Strafen erduldet, weil irgendjemand dafür büßen musste, wenn die Mutter in eine ihrer Stimmungen verfiel. Und so war SisSis der brave, tapfere Soldat, der sich schützend vor die kleine Schwester stellte.

«Tut mir leid», flüsterte SisSis jetzt. Eine kurze Formel der Entschuldigung.

«Bitte, SisSis, bitte», bettelte das kleine Mädchen. «Lass mich nicht allein. Ich rufe die Nummer neun-eins-eins. Es wird Hilfe kommen. Warte. Warte auf mich.»

Die ältere Schwester drückte ihre Hand noch fester. «Ist schon okay.» Sie schnappte in kleinen hastigen Zügen nach Luft. «Irgendwann muss jeder sterben, oder? Sei brav. Ich liebe dich. Sei tapfer ...»

Die Hand der älteren Schwester wurde schwach und fiel zu Boden. Das kleine Mädchen sprang auf und eilte zum Telefon, um neun-eins-eins zu wählen, wie es ihm die ältere Schwester beigebracht hatte für den Fall, von dem sie wussten, dass er eines Tages eintreffen würde. Aber dass es schon so bald sein würde, hatten sie nicht geahnt.

Die Kleine gab den Namen der Mutter und die Adresse durch. Sie bat darum, einen Krankenwagen zu schicken. Sie sprach deutlich und unaufgeregt. Auch das war so eingeübt worden. Gemeinsam mit der älteren Schwester hatte sie sich vorbereitet und strategisch geplant.

Ihre Mutter hatte auch ihre hellen Momente gehabt. Irgendwann musste jeder sterben, und es war durchaus ratsam, tapfer und brav zu sein.

Die Kleine legte den Hörer auf die Gabel zurück und eilte zur Schwester. Aber als sie bei ihr war, brauchte SisSis sie nicht mehr. Ihre Augen waren geschlossen, und nichts, was das kleine Mädchen auch anstellte, öffnete sie wieder.

Ihre Mutter rührte sich.

Die Kleine bemerkte es und richtete den Blick auf die alte Tischleuchte aus Messing.

Sie hob sie vom Boden auf und sah das silberne Mondlicht auf der stumpfen Oberfläche schimmern.

Ihre Mutter stöhnte und kam langsam zur Besinnung.

Das kleine Mädchen dachte an Wiegenlieder und Streichhölzer. Es erinnerte sich an zarte Umarmungen und Nächte voller Hunger, an die ältere Schwester, die es von ganzem Herzen geliebt hatte. Das kleine Mädchen hob die dünnen Arme mit der schirmlosen Lampe hoch über den Kopf, stellte sich vor die Mutter und holte aus zu einem letzten Schlag.



# 1. KAPITEL

---

Mein Name ist Charlene Rosalind Carter Grant.

Ich wohne in Boston, arbeite in Boston und werde aller Wahrscheinlichkeit nach in vier Tagen in dieser Stadt sterben.

Ich bin achtundzwanzig Jahre alt.

Zum Sterben eigentlich viel zu jung.

Es fing an vor zwei Jahren mit dem Mord an Randi Menke, meiner besten Freundin aus Providence. Sie wurde in ihrem Wohnzimmer erdrosselt. Hinweise auf Kampfhandlungen oder Spuren gewaltsamen Eindringens gab es nicht. Die Polizei von Rhode Island hatte für eine Weile ihren Ex in Verdacht, von dem es hieß, dass er zu gewalttätigen Übergriffen neigte. Darüber aber hatte Randi nie ein Wort verloren, weder mir noch unserer gemeinsamen Freundin Jackie gegenüber. Jackie und ich hatten uns damit zu trösten versucht, als wir heulend auf Randis Beerdigung standen. Wir hatten keine Ahnung gehabt. Hätten wir etwas gewusst, hätten wir auch etwas getan. Irgendetwas.

Das redeten wir uns ein.

Schnellvorlauf um ein Jahr. 21. Januar. Der Todestag. Ich bin zu Hause bei Tante Nancy in den Bergen im Norden von New Hampshire. Jackie sitzt wieder auf ihrem Chefsessel bei Coca-Cola in Atlanta. Sie will an Randis Ermordung nicht erinnert werden. Zu morbide, sagt sie. Später, im Sommer, wollen wir uns treffen und Randis Geburtstag feiern. Wir wollen den Mount Washington mit einer Flasche Single Malt im Rucksack besteigen, auf unsere Freundin anstoßen, ein paar Tränen vergießen und die Nacht in einer AMC-Hütte am Lake of the Clouds verbringen.

Trotzdem rufe ich Jackie am Einundzwanzigsten an. Daran führt kein Weg vorbei. Aber sie antwortet nicht, weder zu Hause noch im Büro oder über ihr Mobiltelefon.

Als sie am Morgen nicht an ihrem Arbeitsplatz erscheint, gibt die Polizei meinen Bitten nach und schaut bei ihr vorbei.

Keine Hinweise auf Kampfhandlungen, wird es später im Polizeibericht heißen. Keine Spuren gewaltsamen Eindringens. Nur eine weibliche Person, am 21. Januar in ihrem Haus stranguliert.

Zwei beste Freundinnen, beides Mordopfer, getötet am selben Tag im Abstand eines Jahres, rund tausend Meilen voneinander entfernt.

Die Polizei vor Ort ermittelte. Sogar das FBI schaltete sich kurz ein. Sie konnten keine Verbindung zwischen den beiden Mordfällen herstellen, ja, sie konnten überhaupt nichts finden, was zur Aufklärung beigetragen hätte.

Pech, sagte mir einer der ermittelnden Beamten. Einfach Pech.

Heute ist der 17. Januar des zweiten Jahres.

Welches Pech erwartet mich wohl am Einundzwanzigsten? Was würden Sie an meiner Stelle tun?

Ich lernte Randi und Jackie im Alter von acht Jahren kennen. Nach jenem letzten Vorfall mit meiner Mutter lebte ich bei meiner Tante Nancy im Hinterland von New Hampshire. Sie hatte mich aus einem Krankenhaus im Norden von New York geholt. Zwei Verwandte, zwei Fremde, die sich zum ersten Mal begegneten. Tante Nancy schaute mir ins Gesicht und fing an zu weinen.

«Ich wusste von nichts», sagte sie mir an diesem ersten Tag. «Glaub mir, Kind, ich hatte keine Ahnung. Sonst hätte ich dich schon vor Jahren zu mir genommen.»

Ich weinte nicht. Sah keinen Grund für Tränen und war mir auch nicht im Klaren darüber, ob ich ihr glauben konnte. Wenn ich mit dieser Frau leben sollte, würde ich eben mit dieser Frau leben. Wo sonst hätte ich unterkommen können?

Tante Nancy führte ein Bed & Breakfast in einer kleinen Ortschaft im Mount Washington Valley, wo reiche Bostoner und privilegierte New Yorker im Winter Ski fahren, im Sommer wandern gingen und im Herbst die bunten Wälder bewunderten. Sie hatte eine Aushilfskraft, die stundenweise einsprang, machte aber fast alles allein: Gäste in Empfang nehmen, Zimmer putzen, Tee aufsetzen, Frühstück vorbereiten, Auskünfte erteilen und all die vielen anderen kleinen Dienstleistungen, die mit der Gastwirtschaft einhergingen. Als ich zu ihr zog, wischte ich Staub und saugte Teppiche. Ich verbrachte Stunden damit und liebte den Geruch der Reinigungsmittel. Ich liebte es, frisch poliertes Holz zu berühren. Es gefiel mir, den Boden zu schrubben, immer und

immer wieder, sodass er jedes Mal hübsch, frisch und wie neu aussah.

Saubermachen bedeutete Kontrolle ausüben. Saubermachen hielt die Schatten auf Abstand.

Am ersten Schultag begleitete mich Tante Nancy auf dem Weg zur Schule. Ich trug brandneue Sachen einschließlich der schwarzen Mary-Janes-Schuhe, die ich ein halbes Jahr lang fast zwanghaft polierte. Ich kam mir sehr auffällig vor. Viel zu neu. Wie gerade erst ausgepackt.

An das Dorfleben musste ich mich noch gewöhnen. Nachbarn, wohin ich schaute. Leute, die Blickkontakt aufnahmen und lächelten.

«Dein Teeservice ist angelaufen», informierte ich meine Tante, kurz bevor wir das Schulgebäude erreichten. «Ich gehe nach Hause und mache es wieder richtig sauber.»

«Du bist ein seltsames Kind, Charlene.»

Ich blieb stehen und fuhr mir mit der Hand über die Narbe, die manchmal noch juckte. Ich hatte mehrere Narben: eine, fein wie ein Spinnennetz, auf dem linken Handrücken, ganz zu schweigen von der hässlichen Operationsnarbe am rechten Ellbogen und den Brandnarben am rechten Oberschenkel. Ich war mir ziemlich sicher, dass andere Kinder keine solchen Makel hatten. Ich war mir ziemlich sicher, andere Mütter «liebten» ihre Kinder nicht annähernd so sehr, wie es meine Mutter zu tun geschworen hatte. «Ich will nicht dahin.»

Auch meine Tante war stehen geblieben. «Charlie, es ist Zeit. Ich will, dass du jetzt durch diese Tür gehst. Mit hoch erhobenem Kopf. Du bist das tapferste, zäheste kleine Mädchen, das ich kenne, und ich will, dass du das weißt. Hörst

du? Keines der anderen Kinder wird etwas gegen dich haben.»

Ich gehorchte meiner Tante und betrat das Schulgebäude. Mit hoch erhobenem Kopf. Im Klassenzimmer nahm ich auf der hintersten Bank Platz. Links saß ein kleines Mädchen; es wandte sich mir zu und sagte: «Hi, ich bin Jackie.» Und das Mädchen auf der rechten sagte: «Hi, ich bin Randi.»

Und plötzlich hatte ich zwei Freundinnen.

Trotzdem habe ich ihnen nie etwas gesagt.

Sie wissen, was ich meine, oder?

Dass man selbst den besten und allerliebsten Freundinnen, mit denen man lacht und weint, denen man sonst jeden Quatsch anvertraut, sei es die erste Schwärmerei oder den finalen Herzschmerz – dass man selbst denen nicht wirklich *alles* sagt.

Selbst den besten Freundinnen gegenüber hat man Geheimnisse.

Lassen Sie sich das von mir gesagt sein, von mir, die während der vergangenen zwei Jahre das meiste über unsere Geheimnisse am eigenen Leib erfahren hat und immer noch lebt.

Wir entwachsen unserer Kindheit gemeinsam. Stromerten im Sommer durch die Wälder, wo wir aus abgefallenen Ästen Baumbuden bauten und kleine Gelage mit Eichelsuppe und Kiefernzapfenparfait feierten. An Bächen ließen wir Bötchen aus Laub um die Wette treiben. Wir entdeckten versteckte Wasserlöcher, in denen wir schwimmen konnten. Mobiltelefone gab es nicht, also knüpften wir Konservendosen mit Schnüren aneinander.

Abends und morgens half ich Tante Nancy im Haushalt. Aber die Nachmittage hatte ich für mich. Ich verbrachte jede freie Minute mit meinen beiden besten Freundinnen. Schon damals war Jackie diejenige, die unsere Unternehmungen organisierte. Sie wollte immer alles planen und hätte wohl auch Marketingstrategien entworfen oder auf zukünftige Spieloptionen spekuliert, wenn wir sie gelassen hätten. Randi war ruhiger. Sie hatte wunderschöne weizenblonde Haare, die sie hinter die Ohren strich. Am liebsten spielte sie in der Baumbude, die sie unermüdlich aufräumte und mit Beeren und Blättern so hübsch dekorierte, dass man sich darin wie zu Hause fühlen konnte.

Ich machte Tante Nancy auf die Fähigkeiten meiner Freundin aufmerksam, und während unserer High-School-Jahre half Randi an den Wochenenden in der Pension, wo sie für Dekoration und Blumenschmuck sorgte. Jackie kam auch manchmal. Sie richtete der Tante den ersten Computer ein und machte sie, als die Zeit gekommen war, mit dem Internet vertraut.

Ich hatte weder Jackies Temperament noch Randis Kunstsinn, verstand mich selbst als Bindeglied und tat, was sie wollten. Wenn sie ein neues Hobby für sich entdeckten, nahm auch ich es an. Ich hatte schon früh gelernt zu parieren und parierte, so gut es ging.

Aber wie gesagt, ich liebte sie. Meine ersten Jahre hatte ich im Dunkeln verbracht; dann kam ich in die Berge von New Hampshire und ans Licht. Randi und Jackie lachten. Sie fragten mich nach meiner Meinung, lobten mich, wenn mir etwas gelang, und lächelten mir zu, wenn ich ihnen entgegenkam.

Mir gefiel, was wir taten. Ich wollte einfach nur mit ihnen zusammen sein.

Kinder einer kleinen Ortschaft hegen irgendwann unweigerlich Großstadträume. Jackie zählte die Tage bis zum Schulabschluss. Sie hatte genug von neugierigen Nachbarn, dem Volkstheater und einer Poststelle, die vor allem als Umschlagplatz für die neuesten Klatschgeschichten diente. Sie wollte in Boston studieren, die Großstadt auf den Kopf stellen und ein glamouröses Leben führen.

Auf ihre stille Art stellte Randi unsere Freundin noch in den Schatten. An einem verschneiten Wochenende im Januar lernte sie auf der Skipiste einen Medizinstudenten von der Brown University kennen. Sie heirateten am 1. Juli, zwei Wochen nach unserer Schulabschlussfeier. Randi packte ihre Kindheit in vier Pappkartons und fuhr nach Providence, um sich für den Rest ihrer Tage als Arztgattin zu bescheiden.

Jackie bekam ein Stipendium. Sie verließ unseren Ort im September, und nach zehn gemeinsamen Jahren wusste ich zum ersten Mal nichts mit mir anzufangen. Ich zog Tante Nancys Parkettboden ab und lackierte ihn neu. Dampfbügelte die Vorhänge. Shampooierte das gesamte Mobiliar. Ordnete die Bücher in den Regalen.

Ende September nahm mich Tante Nancy beiseite.

«Geh», sagte sie sanft und bestimmt. «Breite deine Flügel aus, und dann, wenn du bereit bist, komm zu mir zurück.»

Ich landete in Arvada, Colorado. An der Seite eines Typen, dem ich nie hätte folgen sollen. Ich tat Dinge, von denen Tante Nancy besser nie etwas erfährt, und machte die kummervolle Erfahrung, dass man nicht immer nur parieren sollte. Früher oder später muss man eigene Wege finden,

unabhängig von der geliebten Tante und den beiden besten Freundinnen.

Nachdem die Beziehung in die Brüche gegangen war, beschloss ich, nicht mit eingezogenem Schwanz nach Hause zurückzukehren, und bewarb mich als Telefonistin in der Notrufzentrale. Was mich am meisten daran reizte, war die Tatsache, dass ich dafür keinen Collegeabschluss brauchte, nur flinke Finger und ein schnelles Reaktionsvermögen. Weil das so ziemlich die einzigen Fähigkeiten waren, die ich besaß, ließ ich es auf einen Versuch ankommen. Für dreißigtausend Dollar im Jahr machte ich jede Menge Überstunden, gab die Hoffnung auf ein Privatleben auf und fand tatsächlich zu einer Art Berufung.

Ich arbeitete in einer Leitstelle mit zweiundzwanzig Telefonanschlüssen, vier Funkgeräten und fast zweihunderttausend Anrufen pro Jahr. Wer nach Polizei, Feuerwehr, Notärzten oder Tierfängern verlangte, meldete sich bei uns. Wir leiteten die Hilferufe an einen Notarzt, die Feuerwehr oder an eine übergeordnete Leitstelle weiter, kümmerten uns aber selbst um die Sache, wenn Hundefänger oder Polizei gefragt waren, wenn man uns verarschen wollte, wenn man aus dem, was gesagt wurde, nicht schlau werden konnte oder wenn jemand tatsächlich in Panik und hysterisch war. Und die Palette der Anrufe war ziemlich breit.

Ich hatte einmal Dienst, als meine Kollegin einer Frau das Leben rettete, indem sie ihr riet, so laut zu schreien, wie sie nur konnte. Und sie schrie tatsächlich, bis die Einbrecher in ihrem Haus die Nerven verloren und Reißaus nahmen. Ein anderes Mal ließ sich meine Kollegin von einem Mädchen das Auto beschreiben, von dem es angefahren worden war.



Die junge Frau starb am Unfallort, ehe die Polizei zur Stelle war, aber dank ihrer aufgezeichneten Aussage konnte der flüchtige Fahrer ermittelt und eingelocht werden. Manchmal weinte ich mit denen, die anriefen; manchmal schrie ich mit ihnen. Einem fünfjährigen Jungen, der sich in einem Wandschrank versteckt hielt, während seine Eltern Porzellan zerschlugen und sich Beleidigungen an den Kopf warfen, sang ich einmal ein Wiegenlied.

Was aus der Sache geworden ist, weiß ich nicht. Aber an den Jungen denke ich manchmal immer noch. Häufiger, als mir lieb ist.

Nach sechs Jahren verließ ich Arvada und kehrte in die Berge zurück. Ich hatte, glaube ich, ziemlich abgenommen. Ich glaube, ich sah nicht gerade gut aus.

«Oh, Charlene Rosalind Carter Grant», murmelte Tante Nancy, als sie mich in der Ankunftshalle in Empfang nahm.

Sie drückte mich an ihren Busen, und ich fing an zu weinen.

Meine Tante hatte recht gehabt: Ich musste weggehen, um zurückkehren zu können. Und ich fühlte mich willkommen unter den Menschen am Ort, die mir offen ins Gesicht schauten und mir zulächelten. Tante Nancy war meine Familie, und diese kleine Stadt war endlich auch mein Zuhause.

Ich hatte nicht vor, wieder wegzugehen. Aber ich fürchte, irgendjemand hat andere Pläne mit mir.

Bei Randis Beerdigung spürte ich nichts von Gefahr. Meine Freundin aus der Kindheit war tot, und je mehr Jackie und ich über ihren widerlichen Ex erfuhren, desto überzeugter waren wir zu wissen, wer sie auf dem Gewissen hatte. Dass

keine Anklage gegen ihn erhoben wurde, änderte nichts daran, dass wir ihn für den Täter hielten. Er war schließlich Arzt. Und Ärzte hatten zumindest Grundkenntnisse in Pathologie und waren schlau genug, keine Spuren zu hinterlassen. Außerdem war Randi ein weichherziger Mensch gewesen. Wir konnten uns nur allzu gut vorstellen, dass sie ihrem Ex freiwillig die Tür aufgemacht hatte, obwohl sie es eigentlich besser wusste.

Ich führte ein paar Gespräche mit der Polizei von Providence und versuchte, unsere Sichtweise zu erläutern. Jackie beauftragte einen Privatdetektiv aus Oregon, einen ehemaligen FBI-Agenten, den Tatort zu analysieren. Aber alle unsere Bemühungen gingen ins Leere.

Dann, ein Jahr später, Jackie ... Sie wohnte im Zentrum Atlantas, war großstadterfahren, als Topmanagerin mit allen Wassern gewaschen und in gewisser Weise vorgewarnt. Wen hatte sie so spät zu sich ins Haus gelassen? Wer hatte Gelegenheit gehabt, sie in ihrem eigenen Wohnzimmer still und heimlich zu erwürgen, ohne auf Gegenwehr zu stoßen?

Mit Sicherheit nicht Randis Exgatte.

Der gewalttätige Arzt mochte es am Ende also doch nicht gewesen sein. Vielleicht war es jemand anders.

Jemand, der auch mich kannte. Denn Randi und Jackie waren nicht einzeln zu haben. Seit zehn Jahren wurden in unserer Stadt Randi, Jackie und Charlie in einem Atemzug genannt. Wir waren eine Einheit. Ein Dreierpack. Alle für eine, eine für alle.

Bedeuteten die Morde an meinen Freundinnen, dass es jetzt auch mir als der Letzten der drei an den Kragen gehen sollte?

Anders als bei Randis Beerdigung stand ich stumm vor Jackies Sarg aus Kirschholz, konnte nicht eine Träne weinen und schaute mich unter den Trauergästen in der kleinen, geschmackvoll im viktorianischen Stil eingerichteten Aufbewahrungshalle um. Ich blickte in die Gesichter meiner trauernden Nachbarn, Gemeindemitglieder und Freunde.

Ich fragte mich, ob sich gerade jemand hier im Saal aufhielt, der die Tage bis zum 21. Januar zählte. Und wenn ja, warum und wozu? Wer mochte es sein? So viele Fragen. Für die Antworten blieben mir 362 Tage Zeit.

Um 21:00 Uhr war die Trauerfeier beendet. Eine Viertelstunde später saß ich in meinem Auto. Im Kofferraum lag mein Gepäck, und auf der Wange spürte ich noch Tante Nancys trockenen Abschiedskuss.

Ich fuhr nach Boston. Ich kehrte meiner Tante, meinem Zuhause, den Bergen und den einzig schönen Tagen meines Lebens den Rücken, ließ den Wagen irgendwo stehen und warf mein Handy weg. Ich hoffte, wie man so sagt, auf das Beste und machte mich auf das Schlimmste gefasst.

Das ist also, was ich in dieser Sache unternehme. Ich hoffe, die Polizei tut ihre Pflicht und schnappt das Monster, das meine besten Freundinnen getötet hat. Gleichzeitig bereite ich mich auf den 21. Januar vor, wenn abends gegen acht, wie es die Polizei in den beiden anderen Fällen rekonstruiert hat, irgendjemand bei mir anklopft. Denn da von den dreien erst die eine, dann die andere sterben musste, wird jetzt wohl die dritte an der Reihe sein.

Ich habe keine Freunde mehr. Bekanntschaften pflege ich nicht. Ich wohne in Cambridge, wo ich bei einer alleinstehenden Witwe, die Geld braucht, ein Zimmer angemietet

habe. Mein Geld verdiene ich als Telefonistin einer dreißigköpfigen Polizeidienststelle außerhalb Bostons. Ich arbeite nachts und schlafe vormittags.

Viermal in der Woche laufe ich zehn Meilen. Ich nehme an Schießübungen teil. Ich boxe, stemme Gewichte. Ich bereite mich vor und plane strategisch.

In vier Tagen, so muss ich fürchten, wird mich jemand zu töten versuchen.

Aber so leicht werde ich es diesem Dreckskerl nicht machen.